

Einleitung: Im Kleinen das Große suchen

Mikrogeschichte in Theorie und Praxis

Hanns Haas und die Mikrogeschichte

Die vorliegende Publikation hat ihre Wurzeln in zwei mikrogeschichtlichen Ereignissen, die in die Jahre 1943 und 1964 zu datieren sind. Mitten im Zweiten Weltkrieg erblickt Hanns Haas im nördlichen Waldviertel das Licht der Welt, und 1964 wird er als einer der ersten wissenschaftlichen Mitarbeiter an die neu gegründete Universität Salzburg gerufen. Als der Historiker 2011, nach 47 Dienstjahren, emeritierte, wurde vom Fachbereich Geschichte eine Tagung zum Thema *Im Kleinen forschen, das Große suchen. Neue Diskurse zur Mikrogeschichte* veranstaltet. Die Tradition an österreichischen Universitäten, verdienten Kollegen zu runden Geburtstagen eine „Festschrift“ zu widmen, führte dazu, dass rechtzeitig zum 70. Geburtstag der vorliegende Band publiziert wird. Es handelt sich hier jedoch – darauf sei ausdrücklich verwiesen – nicht um eine Festschrift im klassischen Sinne, in der Weggefährten und Weggefährtinnen des Jubilars Texte zu dessen wichtigsten Forschungsthemen beisteuern. Vielmehr wurde ein Thema ausgewählt, dem sich Haas besonders intensiv gewidmet hat, nämlich der Mikrogeschichte mit ihrem Fokus auf kleine räumliche und soziale Einheiten. Dieser Forschungsstrang, der seit Kurzem auch in der Geschichtswissenschaft neue Konjunktur erfährt, wird hier – ganz im Sinne Haas’ – durchaus (selbst-)kritisch beleuchtet.

In dutzenden Studien machte und macht sich Hanns Haas – inspiriert durch die Vorgehensweise der Vertreter/-innen der Ethnologie, Anthropologie oder Soziologie – daran, den oft verborgenen sozialen Geflechten und kulturellen Deutungspraktiken im Kleinraum auf die Spur zu kommen. Seine Forschungsreisen führen ihn in „staubige“ Archive ebenso wie zu allzu gesprächigen oder anfänglich reservierten Zeitzeugen oder Zeitzeuginnen, und nie reicht ein einziger Blick auf das Kleine, um die Komplexität des Mikroräum zu erfassen. Immer wieder werden die Blickwinkel verändert, wird gezoomt und geschwenkt, werden erste Hypothesen verworfen, um neuen Platz zu machen. Haas’ Hauptaugenmerk liegt dabei auf den sozialen Praktiken des Dorfes, auf dem ungeschriebenen und doch fixierten Regelsystem der dörflichen Gesellschaft und den Lebenswelten, in welche die historischen Akteure eingebunden sind und welche sie (mit-)schaffen. Der in den Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften häufig verwendete Begriff der „Lebenswelt“ stammt aus der Philosophie und Soziologie. Er hat seine Wurzeln in der phänomenologischen Soziologie von Alfred Schütz. Diese baut auf der verstehenden Soziologie Max Webers auf und versuchte zunächst, den bei Weber bereits verwendeten Sinnbegriff genauer zu fassen. Um Prozesse der Sinndeutung genauer beschreiben zu können, griff Schütz vor allem auf die Phänomenologie Edmund Husserls zurück, deren Grundlage die Annahme darstellt, dass

der Mensch nur über das Bewusstsein Zugang zur Wirklichkeit findet. Husserl prägte auch als erster den Begriff der „Lebenswelt“, die er als allen subjektiven Deutungen und auch der wissenschaftlichen Erkenntnis vorausliegende Welt definierte.¹

Das Verdienst von Alfred Schütz besteht darin, den Begriff der „Lebenswelt“ für die Sozialwissenschaften zu adaptieren. Als Lebenswelt definiert er den umfassenden Sinnhorizont verschiedener geschlossener Sinngebiete. Eine besondere Rolle spielt darin die Lebenswelt des Alltags, die als „vornehmlichster Wirklichkeitsbereich“ von den anderen Sinngebieten wie den Welten der Fantasie oder der Wissenschaft abgehoben ist. Diese Lebenswelt des Alltags ist es nämlich, an der Menschen regelmäßig teilnehmen, die sie durch ihr Handeln verändern und in der sie sich mit den Mitmenschen verständigen. Somit stellt die Lebenswelt die selbstverständliche Grundlage jeglichen Handelns und Denkens dar.

Die Alltagswelt bildet somit einen Sinnzusammenhang, der von den Menschen zu interpretieren ist. Diese Interpretationen bauen auf dem Wissensvorrat auf, der dem handelnden Subjekt – je nach biographischem und sozialem Kontext – verfügbar ist. Das Alltagswissen sorgt dafür, dass die Welt nicht als mannigfaltig und ungeordnet erscheint, sondern dem Einzelnen bereits als vorstrukturiert und typisiert erscheint. Diese Strukturierung ist in hohem Maße sprachlich vermittelt und wird tradiert. Somit sind der Wissensvorrat des Einzelnen und einzelner sozialer Gruppen und seine Ergänzung qua Wissenserwerb durch eine Art Filtersystem geprägt, das die Relevanz von Daten für die eigene Lebenswelt prüft. Diese Relevanzstrukturen sind sowohl tradiert als auch subjektiv und prägen Erfahrungen und Handlungen wesentlich mit.²

Hanns Haas gebührt das Verdienst, das „lebensweltliche Paradigma“ in der österreichischen Geschichtswissenschaft zunächst – wie er noch im Jahr 2000 bescheiden meinte – erprobt und schließlich wesentlich zu seiner Etablierung beigetragen zu haben. Vor allem die Entstehung, Tradierung und Auflösung dauerhafter Sinnbezüge, so genannter Sinnprovinzen, stehen im Mittelpunkt des Interesses. Damit wird die soziologische Theorie durch die Dimension der Zeitlichkeit ergänzt. Haas weist vor allem darauf hin, dass das lebensweltliche Paradigma sehr schnell an methodische und heuristische Grenzen stößt. Oral History und die Existenz von Ego-Dokumenten wie Briefen oder Tagebüchern, die zeitgenössische oder zumindest Ex-Post-Interpretationen widerspiegeln, sind als Quellen fast unerlässlich. Deren Ersatz durch obrigkeitliche Quellen kann nur in manchen Fällen das Fehlen der subjektiven Sichtweisen wettmachen. Somit stellen viele als lebensweltlich bezeichnete Studien im Grunde klassische Sozialanalysen oder alltagsgeschichtliche Fallstudien dar, wobei subjektive Faktoren häufig bloß illustrativ und nicht als heuristische Kategorie herangezogen werden.³

Schon Mitte der 1990er Jahre hatte es sich ein österreichisch-tschechisches Forscherteam zur Aufgabe gestellt, die Lebenswelten von Dörfern an der tschechisch-österreichischen Grenze in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu untersuchen. Vereinfacht gesagt ging es darum zu analysieren, wie das Große in den kleinen Raum eindrang und ihn veränderte, wie (Ethno-)Nationalismus und Rassismus die „Lebenseinheit“ Dorf zerstörten. Eines der Ergebnisse des dreijährigen Projekts war die Erkenntnis, dass die großen Entwicklungen im Kleinen zumindest bis zur deutschen Okkupation der Sudetengebiete deutlich weniger Wirkkraft hatten als zunächst angenommen. Die häufig gemischt-ethnischen und -sprachlichen dörflichen Gesellschaften erwiesen sich lange Zeit als erstaunlich resistent gegen die neuen nationalistischen Denkschemata und deren Forderungen, sich zu

jeweils einer „Nation“ oder „Volksgruppe“ zu bekennen. Ein Grund für das Weiterbestehen der dörflichen Solidarität war der erlernte Umgang mit der ethnischen und sprachlichen Vielfalt im Kleinraum, wo die Kooperation über die Grenzen der eigenen ethnischen oder Sprachgruppe hinaus notwendig war und wo gesellschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen über die Sprachgrenzen hinaus üblich waren. Einmal mehr zeigen Untersuchungen aus historischen Nachbardisziplinen, in diesem Fall der Ethnologie, wie die dörfliche Gemeinschaft mit den ethnischen und sprachlichen Unterschieden umgegangen ist, nämlich durch die Verdoppelung kultureller Angebote: Zwei Wirtshäuser oder zwei Dorffeste boten den Angehörigen der beiden sozialen Großgruppen kulturelle Identifikationsangebote. Die jeweilige „Hausprache“ an Höfen und in Häusern wurde respektiert.⁴ Detailstudien zu den gemischtsprachigen Dörfern Podmoli/Baumöhl und Gnadlersdorf/Hnanice vertieften nach Ende des großen Forschungsprojekts die Studien zur Wirkkraft des Nationalen im kleinen sozialen Umfeld.⁵

In diesen Studien berücksichtigte Hanns Haas – abseits vom Fokus auf Ethnizität und Nation – auch die Formen dörflichen Zusammenlebens, die er in den zahlreichen Mikrostudien zu Salzburger Dörfern untersucht hat.⁶ Hier ging es um Fragen der Selbstorganisation der dörflichen Gesellschaft, etwa in Form der Rotten, um Nachbarschaftshilfe, aber auch um den Umgang mit Gemeineigentum, etwa der Nutzung der Allmende. Hier zeigten sich je nach ökologischen Grundlagen oder ökonomischer Entwicklung des Dorfes spezifische Entwicklungstypen. So waren Dörfer in der Nähe von Städten und Märkten stärker außenbezogen als die eher auf Subsistenzwirtschaft orientierten peripheren Ansiedlungen. Dabei – und das zeigen vor allem Haas' Studien zum Wanderhandel – sollte jedoch nicht außer Acht gelassen werden, dass die Gesellschaft auch in den peripher gelegenen Alpengebieten mobiler war, als heute vielfach angenommen wird. So gestalteten sich die dörflichen Lebenswelten immer auch durch die Einspeisungen von außen, die durch Wirtschafts- und Sozialkontakte in den Kleinraum drangen.

Schließlich interessiert Haas auch die Verortung des Politischen im Kleinraum. Politik – so seine These der wechselseitigen Beeinflussung – wird zunächst vor allem in staatlichen Zentren und Subzentren konzipiert. Staatliche Einrichtungen und Institutionen der bürgerlichen Öffentlichkeit vermitteln ihre Inhalte und Organisationsprinzipien der regionalen und lokalen Ebene, sei es als verpflichtende Vorgaben, sei es als Partizipationsangebot. Aus lebensweltlicher Perspektive hingegen ist Politik ein importiertes Sinnsystem, zusätzlich zu den eingeübten Sinnorientierungen und Organisationsprinzipien einer lokalen Welt. Diese Herausforderung gefährdet einerseits die soziale Kohärenz der Lebenswelt, indem sie bestehende Trennlinien vertieft. Sie erleichtert andererseits die Orientierung in einer Welt des sozialen Wandels und der kommunikativen Vernetzung, insbesondere der staatlichen Integration.⁷

Wie die politischen Zäsuren des 19. und 20. Jahrhunderts in die Dörfer eindringen und verarbeitet wurden, steht im Mittelpunkt von Studien über das liberale Bürgertum im Konstitutionalismus und *fin de siècle* oder bildet das Forschungsinteresse zur Verarbeitung und Verortung des Kommunismus in den Dörfern. Es braucht nicht erwähnt werden, wie sehr die großen Ideologien auch im Kleinraum rezipiert wurden und damit die lokalen Lebenswelten veränderten. Interessant sind jedoch die Adaption der ‚großen‘ Entwürfe und deren Instrumentalisierung im sozialen Gefüge des Kleinraumes. So kann Haas im detaillierten Blick auf die Dörfer in der 1945 wieder gegründeten ČSR zeigen, wie sehr

politische oder – um genauer zu sein – ideologische Aspekte häufig auch zum Instrument für innerdörfliche Rivalitäten und Machtkämpfe wurden.

Es geht also beim Blick auf den Kleinraum nie bloß um die akribische Beschreibung eines kleinen, klar umgrenzten Untersuchungsraumes. Mikrogeschichte ist keine Heimatforschung, auch wenn sie viel zu letzterer beiträgt. Große Fragestellungen wie eben jene zu Nationalismus oder Kommunismus werden auf den Kleinraum übertragen und generieren ‚Forschungs sonden‘, mit denen die unbekannte Welt des Kleinen untersucht wird. Der mikroskopische Blick erweitert sich schließlich aber wieder, um die gewonnenen Erkenntnisse in den breiten historiographischen Diskurs einordnen zu können. Haas hat diesen Perspektivenwechsel erst kürzlich in einer Studie über die kleine Waldviertler Katastralgemeinde Oedt an der Wild thematisiert und gezeigt, wie das Große und das Kleine zu verbinden sind. Ihm geht es um die „Tiefenwirkungen der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Transformation zur Nachkriegszeit“, also zwei abstrahierte Entwicklungstypen, „zwei Wege in die Moderne“. Das Kleine, der untersuchte Mikrorraum in Form des Dorfes Oedt an der Wild, wird dabei aber nicht als abgegrenzter Sozialraum verstanden, sondern steht in vielfältigen Interaktionszusammenhängen mit dem Außenraum, vor allem den benachbarten Dörfern.⁸

Deutlich wird an den Arbeiten von Haas auch die Notwendigkeit eines multimethodischen Zugangs zu den untersuchten Kleinräumen. Beschreibende Quellen wie Seelsorgsberichte sowie Pfarr- und Schulchroniken stehen neben historischem Kartenmaterial, seriellen Massenquellen wie den Urmaterialien der Volkszählungen, die etwa für die untersuchten tschechischen Dörfer in der Zwischenkriegszeit vorliegen, oder Ergebnissen der Oral History. Diese Multiperspektivität erlaubt den *close-up* auf die Kleinregionen und deren Beschreibung, die schließlich zur Grundlage der Erklärung wird. Die Vielzahl von Ego-Dokumenten, subjektiven Schilderungen erlaubt schließlich erst die Analyse der Lebenswelten und ihrer „Sinnprovinzen“, die in zahlreichen Arbeiten Haas’ im Mittelpunkt des Interesses stehen.

Es sind also zahlreiche und enge Bezüge, die zwischen den Forschungen von Hanns Haas im Klein- und Kleinraum und den viel diskutierten Grundfragen der Mikrogeschichte hergestellt werden können. Das liegt nahe, zumal die Rezeption der Debatte über die Mikrogeschichte die theoretische und methodische Grundlage der empirischen Arbeiten von Haas darstellt. Doch sein Beitrag zur Weiterentwicklung liegt nicht allein im ‚Austesten‘ der theoretischen Modelle zur Mikrogeschichte an konkreten Beispielen, sondern auch in deren Ergänzung, vor allem was die subjektiven Interpretationsleistungen der historischen Akteure betrifft. Die Mikrogeschichte erlaubt demnach nicht bloß die „dichte Beschreibung“ des Kleinraums, sondern auch das Verstehen der historischen Akteure und schließlich das Erklären von Einstellungen und Handlungen durch die Analysen von Handlungsmotivationen.

Was heißt Mikrogeschichte?

„Mikrogeschichte“ zählt zu jenen Begriffen im Geschichtsdiskurs, deren zunehmender Gebrauch mit abnehmender Klarheit einhergeht: „Es ist nicht alles mikro, wo mikro draufsteht.“⁹ Er wurde im programmatischen Sinn in den 1970er Jahren von einer Gruppe

italienischer Historiker/-innen um die Zeitschrift *Quaderni Storici* geprägt, bevor ihn französische, deutsche und US-amerikanische Forscher/-innen aufgriffen.¹⁰ Zur Unschärfe des Begriffs haben auch jene, die sich dieses Etikett auf ihre Fahnen heften, beigetragen; denn in den Kreisen der Mikrohistoriker/-innen gelten der Verzicht auf ein einheitliches Leitkonzept und die konzeptuelle Vielfalt nicht als Not, sondern als Tugend.¹¹ So etwa betont Hans Medick, ein deutschsprachiger Pionier der Mikrogeschichte, die „polyphone Vielfalt der Perspektiven und Darstellungsweisen“.¹² Programmatische Klärungsversuche wie jener Giovanni Levis, eines italienischen Mikrohistorikers der ersten Stunde, bilden eher die Ausnahme als die Regel.¹³ Levi umreißt das Feld der *microstoria* mit einer Reihe von Merkmalen: der Vergrößerung des Beobachtungsmaßstabs, der gesellschaftlichen Vielfalt „begrenzter Rationalitäten“, des Spurenlesens als Forschungsparadigma, der Normalität des Außergewöhnlichen, des relationalen Kontextverständnisses, der dialogischen Erzählweise und der Zurückweisung eines „postmodernen“ Relativismus.¹⁴ Dieses Merkmalsprofil sieht Levi eingebettet in den Versuch, historiographische Konsequenzen aus der Legitimitätskrise der „großen Erzählungen“ historisch-materialistischer oder modernisierungstheoretischer Provenienz zu ziehen. Die diesen Meta-Narrativen folgende Geschichtsschreibung inszeniere ein „große[s] Marionettentheater, in dem die einzelnen Individuen als hilflose Figuren an den Fäden der anonymen Strukturen und Prozesse hängen“¹⁵. Dementsprechend anerkenne die Mikrogeschichte die „relative Freiheit“ der Menschen gegenüber – jedoch nicht außerhalb – scheinbar übermächtiger Gesellschaftsordnungen. Folglich verfügten die Einzelnen und Gruppen zwar nur über eine begrenzte Zahl an Praxismöglichkeiten, aber stets über mehr als nur eine, strukturell festgelegte Denk- und Handlungsmöglichkeit. Diese Manövrierräume ergeben sich aus den Widersprüchen, die in jeder Gesellschaftsordnung mehr oder weniger wirksam sind.¹⁶

Nehmen wir Levis Mikrogeschichte-Definition unter die Lupe. Das erste Merkmal scheint zugleich das wichtigste zu sein: Mikrogeschichte zeichnet sich, entgegen einem verbreiteten Missverständnis, nicht durch die Kleinheit ihrer Gegenstände, sondern die „Verkleinerung des Untersuchungsbereichs“ – oder, wie sich auch sagen ließe, die „Vergrößerung des Maßstabes“ – aus.¹⁷ Eine Person oder ein Ort wird nicht um ihrer oder seiner selbst willen untersucht, sondern als Brennpunkt darüber hinausweisender, größerer Zusammenhänge – Mentalität¹⁸, Bodenmarkt¹⁹, Verwandtschaft²⁰, Naturaneignung²¹, Protoindustrie²² und so fort – begriffen. „Historians do not study villages, they study in villages“²³, so Levis oft zitierte Paraphrase des Ethnologen Clifford Geertz.²⁴ Mittels der Maßstabsvergrößerung hoffen Mikrohistoriker/-innen bislang übersehene oder verkannte Aspekte ihrer Untersuchungsgegenstände genauer zu erfassen.²⁵ Manche Vertreter/-innen leiten daraus auch eine „größere Realitätsnähe“²⁶ der Mikrogeschichte gegenüber anderen historiographischen Ansätzen ab. Gemessen am Anspruch, das Große im Kleinen zu beforschen, verdient nicht jede lebens- oder lokalgeschichtliche Arbeit das Etikett „mikrohistorisch“ – obwohl dies fallweise zutreffen kann.²⁷

Levis zweites Erkennungsmerkmal leitet sich aus der Auseinandersetzung mit Geertz' *interpretative anthropology* ab. Die *microstoria* folgt der „dichten Beschreibung“ insofern, als Theorien nicht vorgegebene Gerüste zur Einordnung und kausalen Verknüpfung empirischer Phänomene, sondern bestenfalls Interpretationswerkzeuge bei der schrittweisen Entschlüsselung der zeichenhaften Äußerungen einer Kultur darstellen. Um Ethnozentrismus zu vermeiden, verbietet sich Geertz jeden Anti-Relativismus; jede Kultur müsse

gemäß ihrer Eigenlogik dechiffriert werden. Levi weicht von diesem „anti-anti-relativistischen“ Kulturbegriff in zweifacher Hinsicht ab: Einerseits konzipiert er Kultur eher heterogen als homogen; folglich sei es „necessary to examine the plurality of forms of the limited rationality at work in the particular reality under observation“²⁸. Andererseits erfordere jede Kulturanalyse stets auch eine differenzierte Gesellschaftsanalyse im Hinblick auf Solidar- und Konfliktbeziehungen.²⁹ Unter dem Gesichtspunkt gesellschaftlicher Einbettung trifft die häufige Etikettierung der Mikrogeschichte als „kulturalistisch“ – zumindest für die von Levi skizzierte *microstoria* – kaum zu.

Als drittes und viertes mikrohistorisches Merkmal nennt Levi das Lesen der dokumentierten Spuren besonderer, außergewöhnlicher Fälle – nicht um ihrer selbst willen, sondern im Hinblick auf allgemeine, normale Aspekte der Gesamtheit.³⁰ Edoardo Grendi hat mit dem Oxymoron vom „außergewöhnlich Normalen“ eine Alternative zur statistischen Repräsentativität als Auswahlmodus formuliert:³¹ Ausgangspunkte mikrohistorischer Untersuchungen sind meist nicht quantitativ, sondern qualitativ herausragende Fälle. Wenn die verfügbaren Massenquellen bestimmte Aspekte einer zeit- und raumbezogenen Normalität nicht oder nur unzureichend dokumentieren, kann eine einzelne, oft zufällig überlieferte oder aufgefundene Quelle eines außergewöhnlichen Falles weitaus erhellender sein. Der als Ketzer von der Inquisition verfolgte Müller Menocchio entsprach wohl kaum dem ‚Durchschnitt‘ der friulanischen Gesellschaft im 16. Jahrhundert; dennoch vermag Carlo Ginzburg in seiner Pionierstudie *Der Käse und die Würmer* an den Äußerungen dieser Person vor dem Inquisitor zentrale Aspekte einer „bäuerlichen Kultur“ zu entschlüsseln.³² Gemäß Ginzburgs „Indizienparadigma“ erlauben „unendliche feine Spuren, eine tiefere, sonst nicht erreichbare Realität einzufangen“.³³ Die Mikrogeschichte huldigt jedoch keinem „Königsweg“, sondern zeigt eine enorme methodologische Vielfalt: Die ‚qualitative‘ Strategie, die Spuren einer Person durch namentliche Verknüpfung verschiedener Quellenarten (Kirchenbüchern, Grundbesitzregistern, Gerichtsprotokollen usw.) in vielfältigen Kontexten zu verfolgen,³⁴ wird ergänzt durch die ‚quantitative‘ Strategie, eine größere Zahl an Fällen – etwa Landtransfers im Zusammenhang mit Sozialbeziehungen³⁵ – zu vergleichen. Mikrohistorische Quantifizierung heißt, „das einzelne, in den Quellen aufzufindende gelebte Leben nicht im statistischen Durchschnitt untergehen zu lassen“³⁶. Somit lassen sich ein eher sozial- (z.B. Levi) und ein eher kulturgeschichtlicher Strang (z.B. Ginzburg) der *microstoria* unterscheiden. Die bisweilen vorgenommene Selbst- und Fremdbeschränkung auf das „Indizienparadigma“ wird der methodologischen Weite der Mikrogeschichte kaum gerecht.

Eng verknüpft mit den bisherigen Merkmalen ist die fünfte Eigenschaft, das Kontextverständnis der Mikrogeschichte. Levi grenzt die Mikrogeschichte von zwei verbreiteten Arten der Kontextualisierung ab: einerseits von der Ableitung des Handelns als Anpassungsleistung an ein soziales System, andererseits von der Ableitung des Denkens als Anpassungsleistung an ein sprachliches System. Gegenüber solchen Funktionalismen folge eine mikrohistorische Kontextualisierung einem *relationalen* Verständnis von Wirklichkeit: Ein beobachtetes Element steht weder für sich allein, noch leitet es sich aus einem – wie auch immer gearteten – „Kontext“ ab; vielmehr lässt es sich nur in seinen Beziehungen zu anderen Elementen angemessen begreifen. Relevant sind weniger die Eigenschaften der Elemente selbst, sondern die Eigenschaften ihrer Positionen in umfassenden Netzwerken – Nachbarschaft, Verwandtschaft, Tausch. Auf diese Weise lassen sich „familienähnliche“

Gruppierungen von Einzelementen bestimmen.³⁷ Hier zeigt sich die Mikrogeschichte methodologisch anschlussfähig an die Analyse sozialer Netzwerke.³⁸ Insofern verfehlt der Vorwurf der Detailverliebtheit, der „Neigung zum mikrohistorischen Klein-Klein“³⁹, das Kontextverständnis der Mikrogeschichte; im Zuge einer „Detailgeschichte des Ganzen“⁴⁰ erscheint das Einzelne über seine Beziehungen eingebettet in das Ganze.

Als sechstes Merkmal nennt Levi die Art, wie Mikrohistoriker/-innen ihre Ergebnisse an die Leser/-innen ihrer Bücher – sofern sie nicht andere Medien wie Ausstellung, Film oder Internet wählen – kommunizieren. Die Mikrogeschichte bevorzugt (im engeren Sinn) *erzählerische* Darstellungsformen – wenn wir einmal davon absehen, dass jegliche Form der Geschichtsdarstellung im weiteren Sinn als „narrativ“ betrachtet werden kann.⁴¹ Levi misst der mikrohistorischen Erzählung zwei Aufgaben zu: Erstens schildert sie „the true functioning of certain aspects of society“, also die Art und Weise, in der historische Akteure die Spielräume des Denkens und Handelns innerhalb umfassender, aber in sich widersprüchlicher Systeme zu nutzen vermochten. Zweitens relativiert sie auch den vermeintlich ‚absoluten‘ Beobachterstandpunkt des Historikers und der Historikerin, indem sie Einblicke in den Forschungsverlauf und die dabei auftretenden Probleme – der Quellenbasis, der Interpretation, der Darstellung und so fort – bietet. Auf diese Weise treten die Schreibenden – in gewollt „experimenteller“ Weise⁴² – mit den Lesenden bei der Konstruktion des Geschichtsnarrativs in eine Art Dialog ein.⁴³ Mikrohistorisches Erzählen erscheint somit nicht zwingend als Rückfall in einen naiven „Neo-Historismus“, sondern bewegt sich in Richtung einer (selbst-)reflexiven Geschichtsdarstellung.

Das siebente Merkmal betrifft die Position der Mikrogeschichte in der Debatte um die „Postmoderne“. Als Versuch, historiographische Konsequenzen aus dem Legitimationsverlust der modernen Großerzählungen zu ziehen, wird die Mikrogeschichte – zusammen mit Alltagsgeschichte und Historischer Anthropologie – manchmal in einen Topf mit „postmodernen“ Geschichtsauffassungen geworfen.⁴⁴ Levi grenzt die *microstoria* jedoch klar ab von jenen „metahistorischen“⁴⁵ Ansätzen, die Geschichtsschreibung nicht als Wissenschaft, sondern allein als Literatur betrachten. Die Mikrogeschichte versuche den Gegensatz zwischen „modernen“ und „postmodernen“ Ansätzen zu überbrücken: „The problem lay in finding a way of both acknowledging the limits of knowledge and reason whilst at the same time constructing a historiography capable of organizing and explaining the world of the past.“⁴⁶ Eine ähnliche Position vertritt Medick: „Die Mikro-Historie versucht einen methodischen Ausweg jenseits der Konzepte einer makrohistorischen Synthesenhistorie, aber auch jenseits der (zu) häufig als unausweichlich angesehenen Einbindungen historischen Forschens, Interpretierens und Darstellens in den Zustand postmoderner ‚Fragmentarisierung‘ und seiner Abwendung von globalen Sinneinheiten und Zusammenhängen.“⁴⁷ Die simple Zuordnung der Mikrogeschichte zu den „postmodernen“ Strömungen verfehlt diesen doppelten Anspruch.

Mikrogeschichte in den Bandbeiträgen

Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes bilden keine ‚Glaubensgemeinschaft‘, was die Konzeption von Mikrogeschichte betrifft. Sie vertreten durchaus unterschiedliche, bisweilen gegensätzliche Positionen. Die Stimmen dezidierter Anhänger/-innen, die seit

Jahrzehnten die mikrohistorische Debatte mitbestimmt haben, treffen auf die Äußerungen jener Kritiker/-innen, die diesen Forschungsansatz teilweise oder gänzlich für problematisch halten. Zwischen diesen – nach den heftigen Debatten der 1980er und 1990er Jahre aufgeweichten, aber bisweilen noch immer polemisch akzentuierten – Fronten melden sich Vertreter/-innen zu Wort, die die Mikrogeschichte in Verbindung mit anderen, etwa geschlechter-, postkolonial- oder globalhistorischen Ansätzen weiterzuentwickeln trachten. Somit birgt dieser Band das Potenzial für eine vielstimmige Auseinandersetzung über Möglichkeiten und Grenzen der Mikrogeschichte in der gegenwärtigen Forschungslandschaft.

Mit *Otto Ulbricht* und *Norbert Schindler* sind in diesem Band zwei Pioniere mikrohistorischer Forschungsansätze im deutschsprachigen Raum vertreten. Beide sind sich im Rückblick auf die Debatte „Mikro“ versus „Makro“ der vergangenen drei Jahrzehnte darin einig, dass die Mikrogeschichte heutzutage zur Grundausstattung des geschichtswissenschaftlichen Werkzeugkastens gehöre, wenn auch mit unterschiedlichen Akzenten: Ulbricht spricht von einer „Erfolgsgeschichte“, Schindler von einem zunehmend „pragmatischen Umgang“. Ulbricht benennt die wichtigsten „Eckpfeiler“ – er verneint die Existenz eines „festen Programms“ – der Mikrogeschichte: die „Vergrößerung des Maßstabs, also die kleine Untersuchungseinheit“; die „vollständige Erfassung der Quellen“ und deren „intensive Lektüre“; die Interpretation der Phänomene im (lokal- oder personen-)spezifischen Kontext der Beziehungsgeflechte; das Erkenntnispotenzial des „außergewöhnlichen Normalen“; die „Abneigung gegen Großbegriffe und gegen ein teleologisches Verständnis des Geschichtsverlaufs“; schließlich die Offenheit gegenüber „neuen Präsentationsweisen“. Vehement wendet sich Ulbricht gegen „Missverständnisse des theoretischen Ansatzes“, etwa die Gleichsetzung von Untersuchungsausschnitt und -gegenstand, die Vermischung von Mikrogeschichte und lokal- oder lebensgeschichtlicher Fallstudie sowie die schroffe Entgegensetzung von Mikro- und Makrogeschichte, zumal – so auch Schindler – „der ‚mikroskopische Blick‘ auf das Detail auch die großformatigen historischen Entwicklungsprozesse in ein anderes, differenzierteres Licht zu rücken vermag“. Schindler setzt diese Perspektive in seiner Fallstudie über das Salzburger „Wetterläutverbot“ Ende des 18. Jahrhunderts souverän um. Von der Grundsatzdebatte ausgehend skizziert Ulbricht schließlich die Rezeption des mikrohistorischen Ansatzes in zwei unterschiedlichen Kontexten, der deutschen Globalgeschichte und der US-amerikanischen Sozial- und Kulturgeschichte.

Eine Gegenposition, die sich nicht vorrangig gegen die Mikrogeschichte, sondern „die Kulturalisten“ insgesamt wendet, vertritt der Essay von *Christoph Boyer*. Er stellt die Frage nach der „Wissenschaftlichkeit“ der Geschichte und beantwortet diese mit der „notwenige[n] (und auch bereits hinreichende[n]) Bedingung“, über das bloße Beschreiben von Phänomenen hinaus *Erklärungen* – also Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge, am besten mit Bezug auf „Theorien größerer Reichweite“ – hervorzubringen. Diese Eingrenzung von Geschichte als „erklärende Gesetzeswissenschaft“ – und die damit verbundene Ausgrenzung „kulturalistischer“ Ansätze – fußt, wie uns scheint, auf zwei Engführungen: Erstens klammert sie das dem Erklären dialektisch verbundene *Verstehen*, das auf die (Eigen-)Logik des Denkens und Handelns historischer Akteure abzielt, aus der „historischen Methode“ (Jörn Rüsen) aus.⁴⁸ Zweitens verzerrt sie die – in der Geschichtswissenschaft vorgeblich hegemonialen – „kulturalistischen“ Ansätze bis zur Karikatur, etwa wenn Boyer „empathische, flickentepichartige Abschilderungen nach dem Zufallsprinzip

ausgewählter, in der Regel mikrokosmischer Erfahrungswelten – und dies häufig im Medium impressionistischer, kontextfreier Nacherzählungen so genannter Diskurse“ aufs Korn nimmt. Worauf auch immer diese Polemik abzielt – sie verfehlt zentrale Grundorientierungen der Mikrogeschichte, etwa die radikale Kontextualisierung Levi'scher Prägung und auch das „lebensweltliche Paradigma“ von Hanns Haas, das Boyer als möglichen Weg der Vermittlung zwischen der „Makro-Struktur-“ und der „Mikro-Kultur-Geschichte“ zumindest nicht ausschließt. Auch Boyers – offenbar als Vermittlungsangebot gemeinter – Vorschlag einer Arbeitsteilung, der zufolge die hermeneutischen („kulturalistischen“) Ansätze die („dichten“) Beschreibungen zuliefern und die analytischen Ansätze die Erklärungen fertigen, schreibt die für die behauptete Hierarchie zwischen den *two cultures* der Geschichtswissenschaft konstitutiven Engführungen fort. Eine synergetische Arbeitsteilung auf selber Augenhöhe müsste, jenseits der Trennung von Zulieferungs- und Fertigungsfunktion, die Gleichrangigkeit oder, mehr noch, die Wechselseitigkeit hermeneutischen Verstehens und analytischen Erklärens in der geschichtswissenschaftlichen Fabrikation von Erkenntnis ernst nehmen.

Neben Boyers pointierter Fundamentalkritik an den „Kulturalisten“ stellt *Peter Melichar* in seiner Fallstudie zum österreichischen Landes- und Bundespolitiker Otto Ender ein einzelnes, jedoch zentrales – und für den Titel dieses Bandes leitmotivisches – Prinzip der Mikrogeschichte in Frage: das Große im Kleinen zu beforschen. Melichar verwirft die „Vorstellung, man könne im ‚Kleinen‘ das ‚Große‘ erkennen, da es sich dort spiegle, oder da das winzige Elementarteilchen auf geheimnisvolle Weise das Große oder Ganze in sich trage, oder zumindest so etwas wie eine Strukturhomologie zwischen den entgegengesetzten Polen bestünde“. Die Begründung: „Die Studie über ein kleines oder auch größeres Dorf, über eine Straße oder einen Stadtteil kann niemals die Geschichte eines Landes, einer Nation oder einer Metropole enthalten und auch nicht deren Struktur oder Wesen,“ trifft jedoch unserer Ansicht nach nicht die Art und Weise, in der Mikrohistoriker/-innen das Verhältnis zwischen dem ‚Einzelnen‘ und dem ‚Ganzen‘ begreifen. Im Kleinen das Große zu beforschen, heißt nicht, das Kleine aus dem Großen (‚Spiegel‘-Metapher) oder das Große aus dem Kleinen (‚Partikel‘-Metapher) logisch abzuleiten, Einzelphänomene als ‚Spiegel‘ oder ‚Partikel‘ des Ganzen zu (v)erkennen. Es geht der Mikrogeschichte vielmehr darum, aus der Nabsicht auf einzelne Personen und Orte das *Praktisch-Werden* umfassender Strukturen und Prozesse nachzuzeichnen. Die Geschichte einer Person oder eines Ortes „enthält“ gewiss nicht die Geschichte eines Nationalstaates oder Weltmarktes; dennoch vermag sie die praktische „Aneignung“⁴⁹ – und damit die Reproduktion und Transformation – übergreifender Strukturen und Prozesse der Staats- und Marktbildung durch denk- und handlungsmächtige Akteure zu erhellen. Damit ist die Frage nach dem Verhältnis von Mikro- und Makrogeschichte aufgeworfen, die Melichar (ähnlich wie Schindler und anders als Ulbricht) mit Hinweis auf deren „grundsätzliche Nichtvermittelbarkeit“ beantwortet. Geht man hingegen von der „Doppelkonstitution“⁵⁰ historischer Wirklichkeit durch die Dialektik von Strukturen und Praktiken aus, erscheinen Mikro- und Makrogeschichte – *close-ups* und *long shots* im Sinn Siegfried Kracauers⁵¹ – als einander ergänzende, nicht sinnvoll trennbare Forschungsperspektiven.

Melichars Auffassung von Mikrogeschichte als „Feinanalyse mit Nahperspektive“ deutet ein erweitertes, über die engere Definition der *microstoria* hinausreichendes Begriffsverständnis an. „Mikrogeschichte“ wird so zum Etikett für eine Vielzahl theoretisch,

methodologisch und inhaltlich unterschiedlich gelagerter Studien, die einzig und allein die Kleinheit des Beobachtungsausschnitts oder -gegenstands gemein haben. Ein solches erweitertes Begriffsverständnis liegt auch *Lukáš Fasoras* Essay über die tschechische Arbeiterkulturgeschichte sowie den meisten lebens- und lokalgeschichtlichen Fallstudien dieses Bandes zugrunde. Wenn Fasora für die Zeit der kommunistischen Herrschaft von „Mikrogeschichte“ spricht, meint er lebens- und lokalgeschichtliche Studien, die sich in das herrschende Geschichtsbild einordneten. Bezüge zur mikrohistorischen Diskussion werden erst nach 1989, vor allem von Seiten jüngerer, akademisch wenig verankerter Historiker/-innen geknüpft. Neuere mikrohistorische Forschungen entfalten gegenüber den älteren Personen- und Ortsstudien ein kritisches Potenzial, indem sie affirmative Bilder der Arbeitergeschichte, etwa jenes vom „Helden der Arbeit“, als Mythen entlarven.

Gegenüber der Ausweitung des Mikrogeschichte-Etiketts skizzieren die folgenden Beiträge, mehr in die Tiefe gehend, Perspektiven jenseits der klassischen *microstoria*. *Norbert Franz'* Fallstudie über zwei französische Landgemeinden in der „Durchstaatlichung“ im 19. Jahrhundert überwindet die – vor allem in der deutschsprachigen Mikrogeschichte gängige – Konzentration auf *ein* Dorf. Seine Mikrogeschichte ist vergleichend angelegt und verknüpft quantitativ-analytische und qualitativ-hermeneutische Erkenntniswege. Der systematische Vergleich mehrerer Nahsichten wird hier zum erkenntnisfördernden Instrument, das in der Erforschung des Besonderen einen „Beitrag zur allgemeinen Geschichte“ zu leisten vermag. *Angelika Epple* entwirft mit Bezug auf *gender* und *postcolonial studies* eine – in Fortführung von Levis Überlegungen – strikt relationale Konzeption von Mikrogeschichte, die auch eine globalgeschichtliche Perspektive eröffnet. Das Lokale und das Globale erscheinen nicht wie so oft, als vorgegebene, voneinander getrennte Ebenen; vielmehr wird das Globale als weitgespannte Verknüpfung von unterschiedlichen Lokalitäten und deren Akteuren gedacht. Mikro- und Makrogeschichte in einem relationalen Verständnis erweisen sich demzufolge nicht als Gegner, sondern als Verbündete in der Überwindung des „methodologischen Nationalismus“, der den Nationalstaat als quasi-natürlichen Forschungsrahmen betrachtet. Epple möchte sinngemäß das „Ineinandergreifen von Mikro- und Makroprozessen zum Dreh- und Angelpunkt der historischen Analyse“ machen. Einem relationalen Raumkonzept folgt auch *Margareth Lanzinger*, die sich dabei auf die Akteur-Netzwerk-Theorie bezieht. Sie plädiert dafür, das Globale nicht vom Lokalen abzuheben und diesem entgegensetzen, sondern unterschiedliche Orte und deren Akteure in ihren translokalen Verflechtungen zu betrachten; dies wird an den Auseinandersetzungen um die Steuerpolitik in den Illyrischen Provinzen während der Napoleonischen Ära veranschaulicht. Einem ähnlich gelagerten praxeologisch-relationalen Raumverständnis folgend, skizziert *Ernst Langthaler* vor dem Hintergrund der Debatte um den *spatial turn* in den Sozial- und Kulturwissenschaften eine *transterritoriale Mikrogeschichte*, die die Vorstellung einer Gesellschaft oder Kultur determinierenden Behälterraumes zugunsten eines sozial oder kulturell „produzierten“ Verflechtungsraumes überwindet. Denkt man diese weiterführenden Beiträge zu Ende, erscheint die Trennung in „Mikro“ und „Makro“ überflüssig; das Globale gliedert sich auf in ein weitgespanntes, von Machtbeziehungen durchdrungenes Geflecht von Lokalitäten.

Neben diesen Beiträgen zur Theorie- und Methodendebatte bietet der Band auch Beispiele mikrohistorischer Praxis im engeren Sinn, aber auch lebens- und lokalgeschichtlicher Studien in einem weiteren, mikrohistorisch inspirierten Verständnis. *Andrea*

Griesebner fokussiert in ihrem Beitrag die engen persönlichen Beziehungen zwischen Eheleuten. Ausgangspunkt ist ein Brief aus dem 18. Jahrhundert, in dem eine Frau auf das Scheidungsansinnen ihres Mannes antwortet. Die Autorin verbindet diesen Blick auf den Mikroraum mit jenen auf Meso- und Makroräume, etwa Rechtslage und Rechtsprechung. *Griesebner* zeigt, wie die Multiperspektivität wichtige Einblicke in soziale und kulturelle Beziehungen eröffnet. Mikrogeschichte dient dabei ganz bewusst nicht als Illustration der Makrogeschichte, sondern als selbständiger Zugang, der neue Erkenntnisse liefert und die großen Erzählungen relativieren und vertiefen kann.

Auch im Beitrag von *Robert Hoffmann* steht eine der ‚klassischen‘ Quellen der Mikrogeschichte im Mittelpunkt, das Tagebuch. *Hoffmann* skizziert die Lebenswelt des Gemischtwarenhändlers *Alexander Haidenthaller* in einem Salzburger Vorort. Das Tagebuch beinhaltet den „jahrzehntelang geführten inneren Monolog eines Autodidakten“ und ist nicht nur eine Spiegelung der ‚großen‘ Geschichte durch den ‚kleinen Mann‘. *Hoffmann* zeigt, wie *Haidenthaller* stets seine Rollen als Ehemann, Kaufmann oder Bürger reflektiert und somit implizit das an ihn herangetragene Normensystem skizziert, um sich als Individuum davon auch partiell zu distanzieren. Das Tagebuch wird aber auch zum Ort, in den sich der Tagebuchschreiber angesichts der Herausforderungen der äußeren Welt zurückzieht. Bemerkenswert ist, dass *Haidenthaller* offensichtlich bewusst war, dass dieser private Ort seiner intimsten Gedanken ein öffentlicher werden wird, adressiert er doch des Öfteren direkt den Leser des Tagebuches.

Neben Briefen und Tagebüchern bietet die Oral History der Mikrogeschichte eine Quellengrundlage. *Johannes Hofinger* berichtet vom groß angelegten Projekt *MenschenLeben* und zeigt, wie die Oral History das „außergewöhnlich Normale“ (Edoardo Grendi) der Biografien zum Vorschein bringt. Doch *Hofinger* zeigt auch, dass lebensgeschichtliche Interviews – trotz all ihrer Heterogenität – gewissen Mustern folgen können und ähnliche inhaltliche Schwerpunkte aufweisen: Sie beinhalten neben Ego-Aussagen auch Erzählungen über soziale Einheiten und Netzwerke, aber auch Narrative über ‚abstrakte‘ Bereiche wie Politik oder Nation. Gespeicherte Interviews bereichern schließlich den Quellenfundus für künftige mikrohistorische Forschungen enorm. Um die Sekundäranalyse wissenschaftlich zu fundieren, ist es unumgänglich, Metadaten zu den Interviews anzulegen und mit ihnen zu speichern. Nur so sind die Unebenheiten und Unwägbarkeiten, mit denen die Oral History stets ringt, in den Griff zu kriegen, sind doch Oral-History-Interviews gerade für die mikrohistorische Forschung „gewinnbringend und unumgänglich“.

Eine Reihe von Beiträgen widmet sich dem Dorf als einem ‚klassischen‘ Schauplatz mikrohistorischer Forschung. *Hans Heiss* richtet seinen detailgenauen Blick auf das Alpendorf Fortezza/Franzensfeste, das von überlokalen Einflüssen sozio-ökonomischer Art – Festungsbau, Eisenbahnbau, Arbeitsmigration – nicht nur geprägt, sondern gleichsam ‚produziert‘ wurde. Auch die ‚große Politik‘ – die Annexion Südtirols durch Italien, die Machtübernahme und der Sturz des Faschismus, das EU-Grenzregime – haben vor Ort ihre Spuren hinterlassen. Entgegen dem verbreiteten Klischee vom autonomen, beständigen Dorf erweist sich das Alltagsleben in Fortezza/Franzensfeste vom späten 19. bis zum frühen 21. Jahrhundert als hochgradig außenabhängig und brüchig.

Stefan Eminger zeigt, was das Dorf im Inneren auseinandertreibt, aber auch zusammenhält. Dorfpolitik erscheint hier weniger als von Weltanschauungsparteien außenbestimmt, sondern vielmehr als Kräftefeld innerdörflicher Fraktionierungen zwischen

sozioökonomisch, ethnisch und ideologisch ähnlichen, aber verwandt- und nachbarschaftlich unterschiedlichen Gruppen – den „Oberen“ und den „Unteren“. Auf diese Weise werden die politisch-ideologischen Eingriffe am dörflichen „Eigensinn“ (Alf Lütke) gebrochen, umgeformt und eingepasst. Die lokalen Aneignungsversuche überlokaler Systemlogik werden vor allem an den politischen Systembrüchen 1918, 1934, 1938 und 1945 fassbar. Die Fallstudie zeigt aber auch, wie die traditionelle Dorfpolitik in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehr und mehr erodierte und schließlich der Verflechtung mit Landes- und Bundesparteiorganisationen wich.

Brigitte Entner widmet sich den Akteuren des slowenischen Widerstands in einem Südkärntner Dorf und versucht, „hinter den ‚harten Fakten‘ von Widerstand und Verfolgung in einem überschaubaren Raum sowie dem nachfolgenden Erinnern und Vergessen die ‚weichen Fakten der Wahrnehmungsweisen und Sinnstiftungen‘ aufzuspüren“. Mit einer detaillierten Schilderung der verschiedenen Widerstandsgruppen, deren ideologischer Ausrichtung und Motivation, zeigt sie unter anderem, wie sehr der gemeinsame Widerstand gegen den Nationalsozialismus katholische und kommunistische Widerstandsgruppen einander nahe bringen konnte oder wie schwierig die Trennung dieser beiden Bereiche überhaupt war, verstanden sich doch auch zahlreiche kommunistische Widerstandskämpfer als gläubig. Die nach 1945 im kollektiven Bewusstsein vorgenommene Bewertung von gutem, ‚autochthonen‘ Widerstand und dessen Abgrenzung zum von slowenischen Partisanen geleiteten Widerstand und das Ignorieren oder gar Diffamieren kommunistischer Widerstandskämpfer zeigt, wie sehr die Erinnerungskultur diesen Bereich der Geschichte überformt hat. Der genaue Blick zeigt an diesem Beispiel, dass die Realität „doch sehr viel differenzierter [war] als zahlreiche transportierte Klischees vermuten lassen“. Mikrogeschichte dient also hier als Korrektiv zu gängigen Geschichtsbildern.

Der Untersuchungsort der Studie von *Franz Pötscher* ist – wie kaum ein zweiter – Schauplatz von Makro- und Mikrogeschichte zugleich. Mauthausen ist Synonym für NS-Verbrechen, und im ehemaligen Konzentrationslager ist von der Republik Österreich eine Gedenkstätte eingerichtet worden. Mit dem alltäglichen Nationalsozialismus im Markt selbst beschäftigte sich die Forschung bislang deutlich weniger als mit den Massenverbrechen im Konzentrationslager. Anhand lebensgeschichtlicher Interviews unternimmt Pötscher den Versuch, die *Lebenswelten neben dem KZ* zu untersuchen. Er zeigt, wie auf vielfältige Weise teils enger Kontakt zwischen der KZ-Belegschaft und dem Ort bestanden, durch räumliche Nachbarschaft, persönliche Kontakte, ökonomische oder institutionelle Beziehungen. Pötscher widmet sich aber auch dem ‚Alltagsleben‘ – so dieser Begriff selbst in Anführungszeichen zu verwenden ist – im Markt abseits des Konzentrationslagers. Erste Ergebnisse der noch weiter gehenden Untersuchung Pötschers zeigen, dass die Beziehungen zwischen den Marktbewohnern und -bewohnerinnen und etwa den SS-Mannschaften äußerst intensiv waren und dass die Grenzen zwischen dem KZ und dem benachbarten Ort nicht scharf gezogen, sondern von einer durchlässigen Grauzone gekennzeichnet waren.

Niklas Perzi vergleicht in seinem Beitrag die niederösterreichische Ortschaft Kautzen und das südböhmische Český Rudolec in den 1970er und 1980er Jahren, „als die unterschiedlichen Gesellschafts- und Wirtschaftssysteme gefestigt schienen, und dennoch eines davon 1989 gleichsam über Nacht – oder im Fall der Tschechoslowakei binnen knapp zweier Wochen – verschwunden ist“. Mit detaillierten Schilderungen der Ortsentwicklung im ökonomischen, sozialen, aber auch kulturellen Bereich dringt Perzi in die „Lebenswelt“ der

Dorfgemeinschaften ein. Er zeigt aber auch die Vernetzung der Markttorte mit der Ebene der Nation und des Bundeslandes bzw. Kreises. Als makrogeschichtlicher Hintergrund dient der Bezug auf die 1970er Jahre als Zeitalter der „Modernisierung“, die der Autor vorsichtshalber mit einem Fragezeichen versieht. In den 1980er Jahren dient der abstrakte Bezug auf einen „Paradigmenwechsel“ als gemeinsame Klammer in der Beschäftigung mit den beiden Dörfern.

Auch der Beitrag von *Grazia Prontera* widmet sich kleinräumigen Interaktionen, hier der Landarbeiterbewegung, und stellt diese in den größeren Kontext der Demokratisierung Italiens. Auf der Basis zahlreicher Interviews skizziert Prontera die Entwicklung der apulischen Landarbeiterbewegung und vernetzt die lokalen Aktionen mit der ‚großen‘ Politik, etwa in Form der Agrarreform der frühen 1950er Jahre. Deutlich wird in Pronteras Beitrag, wie sehr die mikrogeschichtliche Entwicklung von den übergreifenden Strukturen beeinflusst war, wie der „Eigensinn“ des Kleinraumes auch Widerstand gegen die Anmaßungen von außen erzeugen kann.

Diese vielfältigen Zugänge zeigen, wie wenig ein mikrohistorischer ‚Kanon‘ – weder theoretisch, noch methodisch und schon gar nicht thematisch – besteht. Die hier versammelten Beiträge eint der Blick auf das Detail, der – so eine gängige Kritik an der Mikrogeschichte – noch keinen eigenen Wert besitze. Erst zahlreiche Mikrostudien, in denen die gleichen Strukturen stets wiederkehren, könnten zu neuen Erklärungen der historischen Entwicklung führen. Diese Ansicht verkennt, dass die Geschichte nicht bloß eine erklärende Wissenschaft ist, sondern auch verstehend an den Versuchen der historischen Akteure, ihrer Lebenswelt Sinn zu verleihen, interessiert ist. So ist auch der vorliegende Band der Multiperspektivität der Geschichtswissenschaft verbunden.

Anmerkungen

- 1 Edmund Husserl, *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, Den Haag 1954, 48.
- 2 Alfred Schütz, *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*, Frankfurt am Main 1974, 350.
- 3 Vgl. die Einleitung im Sammelband *Städtische Lebenswelt(en) seit 1945*: Hanns Haas, Salzburger „Städtische Lebenswelten“ vom Ende des Weltkrieges bis zur Jahrtausendwende, in: Hanns Haas/Robert Hoffmann/Robert Kriechbaumer (Hg.), *Salzburg. Städtische Lebenswelt(en) seit 1945*, Salzburg 2000, 9–36; ders., *Dörfer an der Grenze – Bericht von einem österreichisch-tschechischen Forschungsprojekt*, in: Hans Lemberg (Hg.), *Grenzen in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert. Aktuelle Forschungsprobleme*, Marburg 2000, 209–245; ders., *Ethnikum und Nation in der dörflichen Lebenswelt eines deutsch-tschechischen Dorfes*, in: Vincenz Rajsp/Ernst Bruckmüller (Hg.), *Vilfanov Zbornik. Pravo – Zgodovina – Narod. Recht – Geschichte – Nation*, Ljubljana 1999, 555–688; ders./Peter Mähner, *Ethnikum und Nation in der dörflichen Lebenswelt des deutsch-tschechischen Dorfes Baumöl/Podmolí*, in: *Zeitschrift für Kultur- und Bildungswissenschaften. Flensburger Universitätszeitschrift* 10 (2000), Thema: Heimat und regionale Identität, 45–62.
- 4 Haas, *Dörfer an der Grenze*.
- 5 Vgl. Hanns Haas, *Das südmährische Hnanice/Gnadlersdorf. Drei Dörfer in einem Lustrum 1945–1950*, in: ders./Ewald Hiebl (Hg.), *Politik vor Ort. Sinngebung in ländlichen und kleinstädtischen Lebenswelten (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 4)*, Innsbruck/Wien/Bozen 2007, 107–148; Haas/Mähner, *Ethnikum und Nation*.
- 6 Vgl. Hanns Haas, *Alltag der Politik in den beiden Seekirchner Gemeinden von 1848 bis 1918*, in: Elisabeth Dopsch/Heinz Dopsch (Hg.), *1300 Jahre Seekirchen. Geschichte und Kultur einer Salzburger Marktgemeinde, Seekirchen 1996*, 243–292; ders., *Seekirchens langer Weg in die Moderne*, in: ebd., 293–322; ders.,

- Puch und St. Jakob von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, in: Gerhard Ammerer (Hg.), Puch bei Hallein. Geschichte und Gegenwart einer Salzburger Gemeinde, Puch 1998, 117–164.
- 7 Hanns Haas/Ewald Hiebl, Politik vor Ort. Sinnggebung in ländlichen und kleinstädtischen Lebenswelten, in: dies. (Hg.), Politik vor Ort, 9–30.
- 8 Hanns Haas, Die Kraft der Beharrung: Oedt an der Wild, in: So nah, so fern. Menschen im Waldviertel und in Südböhmen 1945–1989, Weitra [2012], 119–154, hier 119.
- 9 Otto Ulbricht, Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit, Frankfurt am Main/New York 2009, 31.
- 10 Zur Gründungsgeschichte vgl. Carlo Ginzburg, Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß, in: Historische Anthropologie 1 (1993), 169–192; Jürgen Schlumbohm, Mikrogeschichte – Makrogeschichte: Zur Eröffnung einer Debatte, in: ders. (Hg.), Mikrogeschichte Makrogeschichte – komplementär oder inkomensurabel? (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 8), Göttingen 1998, 7–32, hier 18–27.
- 11 Vgl. Schlumbohm, Mikrogeschichte – Makrogeschichte, 27.
- 12 Hans Medick, Mikro-Historie, in: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, 40–53, hier 40.
- 13 Als weitere Klärungsversuche vgl. Jacques Revel, L'histoire au ras du sol, in: Giovanni Levi, Le pouvoir au village. Histoire d'un exorciste dans le Piémont du 17^e siècle, Paris 1989, I–XXXIII; ders., Micro-analyse et construction du social, in: ders. (Hg.), Jeux d'échelles. La micro-analyse à l'expérience, Paris 1996, 15–36; Carlo Ginzburg/Carlo Poni, The Name and the Game: Unequal Exchange and the Historiographic Marketplace, in: Edward Muir/Guido Ruggiero (Hg.), Microhistory and the Lost Peoples of Europe, Baltimore 1991, 1–10 [italienische Erstfassung 1979, deutsche Kurzfassung: dies., Was ist Mikrogeschichte, in: Geschichtswerkstatt 6 (1985), 48–52]; Ginzburg, Mikro-Historie; Medick, Mikro-Historie; Otto Ulbricht, Mikrogeschichte. Versuch einer Vorstellung, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 45 (1994), 347–367.
- 14 Vgl. Giovanni Levi, On Microhistory, in: Peter Burke (Hg.), New Perspectives on Historical Writing, University Park, PA 1992, 93–113, hier 110.
- 15 Ulbricht, Mikrogeschichte, 10.
- 16 Vgl. Levi, Microhistory, 93–95.
- 17 Ulbricht, Mikrogeschichte, 33. Manchmal ist auch – in mathematisch unzutreffender Weise – von der „Verkleinerung des Beobachtungsmaßstabs“ (Medick, Mikro-Historie, 44) die Rede.
- 18 Vgl. Carlo Ginzburg, Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600, Frankfurt am Main 1979 [italienische Erstfassung 1976].
- 19 Vgl. Giovanni Levi, Das immaterielle Erbe. Eine bäuerliche Welt an der Schwelle zur Moderne, Berlin 1986 [italienische Erstfassung 1985].
- 20 Vgl. David W. Sabeen, Kinship in Neckarhausen, 1700–1870, Cambridge 1998.
- 21 Vgl. Rainer Beck, Unterfinning. Ländliche Welt vor Anbruch der Moderne, München 1993.
- 22 Vgl. Hans Medick, Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 126), Göttingen 1997.
- 23 Levi, Microhistory, 96.
- 24 Vgl. Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main 1983, 32: „Ethnologen untersuchen nicht Dörfer (Stämme, Städte, Wohnbezirke ...), sie untersuchen *in* Dörfern.“
- 25 Vgl. Levi, Microhistory, 97.
- 26 Ulbricht, Mikrogeschichte, 339.
- 27 Vgl. Medick, Mikro-Historie, 45. In dieser Hinsicht scheint die Titulierung von Medicks Laichingen-Studie als „Lokalgeschichte“ missverständlich.
- 28 Levi, Microhistory, 104.
- 29 Vgl. Levi. Microhistory, 104 f.
- 30 Vgl. Levi, Microhistory, 108–110.
- 31 Vgl. Edoardo Grendi, Microanalisi e storia sociale, in: Quaderni Storici 7 (1972), 506–520.
- 32 Carlo Ginzburg, Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600, Frankfurt am Main 1979.
- 33 Carlo Ginzburg, Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis, München 1988, 16.
- 34 Vgl. Medick, Mikro-Historie, 45.
- 35 Vgl. Giovanni Levi, Das immaterielle Erbe. Eine bäuerliche Welt an der Schwelle zur Moderne, Berlin 1986.

- 36 Medick, Mikro-Historie, 45. Demgegenüber lehnen manche Mikrohistoriker/-innen quantifizierende Methoden rundum ab (Ulbricht, Mikrogeschichte, 53): „Statistisches Denken dient bekanntlich dazu, Unterschiede zu nivellieren, um Einheitlichkeit herzustellen.“
- 37 Vgl. Levi, *Microhistory*, 106–108.
- 38 Vgl. Johan Scott, *Social Network Analysis. A Handbook*, London u.a. 2000.
- 39 Jürgen Kocka, Sozialgeschichte zwischen Struktur und Erfahrung. Die Herausforderung der Alltagsgeschichte, in: ders., *Geschichte und Aufklärung*, Göttingen 1989, 29–44, hier 43.
- 40 Medick, Mikro-Historie, 45.
- 41 Vgl. Jörn Rüsen, Historisches Erzählen, in: Klaus Bergmann u.a. (Hg.), *Handbuch Geschichtsdidaktik*, 5. Aufl., Seelze-Velber 1997, 57–63.
- 42 Vgl. Revel, *L'histoire*, XV.
- 43 Vgl. Levi, *Microhistory*, 105 f.
- 44 Vgl. Jörn Rüsen/Friedrich Jaeger, Historische Methode, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Fischer Lexikon Geschichte*, Frankfurt am Main 1990, 13–32, hier 29–32.
- 45 Vgl. Hayden White, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt am Main 1991.
- 46 Levi, *Microhistory*, 95.
- 47 Medick, Mikro-Historie, 43.
- 48 Vgl. Rüsen/Jaeger, *Historische Methode*.
- 49 Vgl. Alf Lüdtke, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, historische Anthropologie, in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.), *Geschichte. Ein Grundkurs*, Reinbek bei Hamburg 1998, 557–578, hier 562 f.
- 50 Vgl. Hans Medick, „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), 295–319, hier 295.
- 51 Vgl. Siegfried Kracauer, *Geschichte – Vor den letzten Dingen*, Frankfurt am Main 1971.